

Der Heribert Faßbender der Literatur

Martin Walser hat wieder versucht zu schreiben

Der Literaturbetrieb in Deutschland hat es schwer. Grass und Walser heißen Deutschlands Top-Autoren, zwei Langweiler von Format. Aus ihren Büchern Funken zu schlagen ist nicht leicht, doch hat es der Literaturbetrieb bislang verlässlich geschafft, das öde Zeug zu lancieren, indem man eine hochbedeutende Debatte ankurbelt, die sich bei näherer Begutachtung als alter Hut entpuppt. Grass habe mit seinem Buch »Im Krebsgang« ein Tabu gebrochen, indem er beschrieb, wie übel den deutschen Vertriebenen mitgespielt worden sei, als ob man nicht schon immer von den Vertriebenenverbänden damit belästigt worden wäre.

Frank Schirrmacher mischt immer gerne mit, wenn es mal wieder eine Literaturdebatte vom Jägerzaun zu brechen gilt. Im Roman »Tod eines Kritikers« von Walser hat Schirrmacher »zu meiner eigenen Überraschung« antisemitische Klischees entdeckt. Huch! Das ist in der Tat überraschend, denn Schirrmacher hielt nur drei Jahre zuvor die Laudatio auf Walser, als diesem der Friedenspreis des deutschen Buchhandels verliehen wurde und Walser für das Menschenrecht aufs »Wegschauen« plädierte, weil er selber offensichtlich zu blöd ist, den Ausknopf am TV zu bedienen, was Leute gemeinhin tun, wenn ihnen eine Fernsehsendung nicht gefällt. Damals jedenfalls waren die antisemitischen Implikationen Walsers um einiges deutlicher als in seinem neuen Roman, denn der »Schlußstricher« Walser (Wiglaf Droste) meinte, den Juden mitteilen zu müssen, daß sie endlich aufhören sollten, auf dem schlechten Gewissen des Deutschen herumzutrampeln. Walser wurde für diese tolle Botschaft mit stehenden Ovationen bedacht.

Offen antisemitisch gerierte sich damals auch Klaus von Dohnanyi, der sich bei Bubis über den Versuch beschwerte, »aus unserem Gewissen eigene Vorteile zu schlagen. Es zu mißbrauchen, ja zu manipulieren.« Ja, auch die Deutschen hätten ein Gewissen, und wenn das nicht genügend gewürdigt würde, dann müßten sich die »jüdischen Bürger« laut Dohnanyi nämlich fragen lassen, »ob sie sich so sehr viel tapferer als die meisten anderen Deutschen verhalten hätten, wenn nach 1933 »nur« die Behinderten, die Homosexuellen oder die Roma in die Vernichtungslager geschleppt worden wären.« Eine spekulative, vor allem aber schwachsinnige Frage, denn die historischen Tatsachen sind nun mal so, wie sie sind, und sie entschuldigen niemanden, nur weil die Geschichte unter Umständen einen anderen Verlauf hätte nehmen können. Genausogut könnte Dohnanyi einer vergewaltigten Frau sagen, sie solle sich nicht so haben, schließlich hätte aus ihr auch ein Vergewaltiger werden können, wenn sie als Mann auf die Welt gekommen wäre. Trotz dieser bohrenden Fragen von Walser und Dohnanyi im Dienste einer dem deutschen Volk dienenden Endlösung, Fragen, an die man zwischendurch immer wieder mal erinnern sollte, hielt Schirrmacher den Antisemitismusvorwurf damals für eine üble Unterstellung und räumte dem armen verfolgten Schriftsteller Martin Walser Seite um Seite ein, um sich als Opfer böswilliger Verleumder darzustellen.

Insofern hat sich Schirrmacher nicht nur selber überrascht, sondern auch alle anderen, daß ausgerechnet der Walser-Protegé nun plötzlich Antisemitismus bei seinem Kumpel wittert. Aber um die vielfältigen Motive Schirrmachers soll es gar nicht gehen, denn Schirrmacher ist ein Ehrenmann und auch seine Motive sind mit Sicherheit und volle Kanne ehrenhaft, denn schließlich ist er Herausgeber der *FAZ*, der Zeitung für Ehrenmänner. Schirrmacher hat in jedem Fall wieder Leben in den Literaturbetrieb gebracht mit der Anschuldigung, Walser sei Antisemit. Es hat lange gedauert, bis bei ihm der Groschen fiel, aber es ist schön, wenn Menschen dazulernen.

Aber nicht nur »antisemitischer Klischees« bediene sich Walser, wie Schirrmacher herausgefunden hat, das Buch sei auch »ein Dokument des Hasses«, ja sogar »nichts anderes als eine Mordphantasie«. Das läßt aufhorchen, denn genau so etwas will man schließlich lesen, einen Krimi, in dem es um Leben und Tod geht. Aber kaum hat man unfallfrei den ersten Satz überstanden, beginnt man doch sehr an der Verheißung Schirrmachers zu zweifeln, denn wenn der erste Satz zu überhaupt etwas taugt, dann als Lehrbeispiel für vergurkte Romananfänge. Derart gespreizt rückt Walser seinen Lesern auf die Pelle, daß sich einem die Fußnägel kräuseln: »Da man von mir, was zu schreiben ich mich jetzt

veranlaßt fühle, nicht erwartet, muß ich wohl mitteilen, warum ich mich einmische in ein Geschehen, das auch ohne meine Einmischung schon öffentlich genug geworden zu sein scheint.« Das erhöht die Spannung aufs Kommende natürlich ungemein, und man ist geneigt zu fragen: Wie war das nochmal im Mittelteil? »Ich war verwickelt in ein Geschehen«, schreibt Walser später, »das nichts so sehr war wie öffentlich. Was es sonst noch war, hätte ich nicht sagen können.« Walser kann also auch nicht weiterhelfen. Folgen wir einfach dem dünnen Handlungsstrang. Der Marcel Reich-Ranicki nachempfundene Literaturkritiker André Ehrl-König verschwindet, und weil sein mit Blut befleckter Pullover zurückbleibt, glaubt man an einen Mord. Mit dieser Indizienlage hätte sich vielleicht zur Not noch ein angestaubter Tatort aus den Sechzigern begnügt, heute reicht das gerade mal für eine Vermißtenanzeige. Bei Walser wird gleich ein Schriftsteller festgenommen, dessen neues Buch von Ehrl-König verrissen worden war. Mit diesem dürftigen Indiz und dem noch dürftigeren Motiv auf 150 Manuskriptseiten ausgekommen zu sein, ist die eigentliche Leistung Walsers. Hans Lach, im Genitiv Hans Lachs, heißt der Täter, und Michael Landolf ist die Ich-Person, ebenfalls Autor, dessen Spezialgebiet Spinnen sind. Obwohl nur Nachbar und nicht gerade dicke miteinander, beschließt Landolf sofort, in die Fußstapfen von Horst Tappert zu treten und die Unschuld Hans Lachs zu ermitteln. Dazu treibt ihn eine paradoxe Erkenntnis: »Und obwohl ich über seine Freundschaften nicht viel weiß, beherrschte mich, als ich das las, sofort eine einzige Empfindung: er hat außer dir keinen Freund.« Ein paar Zeilen später: »Meine Empfindung war unmißverständlich.« Aber dann doch wieder Zweifel: »Sind Hans Lach und ich wirklich befreundet?« Tja, man weiß es nicht, und da der Autor offensichtlich auch nicht damit herausrücken will, will man es irgendwann auch gar nicht mehr so genau wissen.

Schließlich ist man ganz und gar damit beschäftigt, sich durch Walsers knarrende und quietschende Schachtelsätze hindurchzuquetschen, was aber kaum geht, ohne daß einem ganz schwurbelig zumute wird. »Das tun, nach meiner Erfahrung, nur die, die es gut meinen mit mir, oder, sagen wir, die Herzlichen«, rinnt es quasi in homöopathischen Tröpfchen aus dem Manuskript, das von Kommas schwer zersiebt ist. Kein Satz, der nicht mit irgendeinem Füllsel verstopft, der nicht mit einem überflüssigen Einwurf oder einem wichtigtuersischen *Pluralis majestatis* zugekleistert ist. Die todsichere Methode, einem jeglichen Spaß beim Lesen zu verderben. Walsers Stil macht stattdessen den Eindruck, als ob er frisch aus der Parmesanreibe kommt: »Obwohl ich nirgends dazugehöre, kriege ich, weil ich, wenn ich erschöpft bin, Zeitungen durchblättere, doch mit, wer gerade mit wem und wer gegen wen ist.« Das muß man erstmal schaffen: »Obwohl ich, kriege ich, weil ich, wenn ich.« Das ist die hohe Schule der Rhetorik, stilistische Raffinesse, oder auch kurz, gequirlte Scheiße. »Mir ist sonst immer alles zu schnell peinlich. Und jetzt gar nicht«, schreibt Walser, und man glaubt ihm aufs Wort.

Natürlich birgt diese schriftstellerische Methode auch ein hohes Maß an unfreiwilliger Komik, die ihn ein wenig in die Nähe von Heribert Faßbender rückt, der ja auch ganz gern besinnungslos vor sich hin schwallt und dabei Sätze von grandioser Dämlichkeit und absurder Brillanz produziert. Oft also weiß man nicht, ob man sich gerade in einer Reportage des Kölner Phrasenfachmanns befindet oder in einem Roman von Martin Walser. In einer Sentenz über das Schweigen, mit dem es beide ja eher nicht so haben, wird dies besonders deutlich: »Dann sagte er nichts mehr. Wenn der Beamte noch etwas gesagt hätte, hätte er sicher auch noch etwas gesagt. Er sah mich zwar an, aber nicht so, daß ich hätte fragen können: Wie geht es Ihnen.« Und weiter: »Er war es vielleicht gewohnt, daß man, wenn er nichts sagte, auch nichts sagte. Wenn ich, obwohl er so deutlich nichts sagen wollte, doch angefangen hätte, etwas zu sagen«, dann, ja dann, dann hätte er womöglich auch was gesagt? Oder doch nichts? »Sie sagte, sie habe, was sie mir sage, natürlich der Polizei nicht gesagt.« Das ist auch gut so, aber was sagte sie dann? »Ihre Lippen sagten etwas Lautloses, das hätte consummatum est heißen können.« Aber man weiß es mal wieder nicht. »Er mußte doch noch sagen, was er, wenn seine Frau dabei war, nicht sagen konnte.« Okay, das kann man verstehen. Und sie? »Ihr kam es auf etwas anderes an als auf das, was sie da sagte.« »So kann sie, habe er gedacht, gedacht haben«, schreibt Walser dann noch, um das Chaos perfekt zu machen. Bei diesen dauernden Ankündigungen, jemand würde oder könnte gleich etwas sagen oder hätte gesagt haben können oder müssen, kann einem schon mal die Hutschnur reißen, oder, in der Diktion Walsers: »Ilse-Frauke, ich seh's, du meinst, es reiche.« Aber Walser reicht es noch lange nicht. Ein letzter Dialog: »Ja, sagte sie, also. Sie sagte: Wann kommst du? Ich sagte sozusagen wahrheitsgemäß: Woher soll ich das wissen? Dann sagte ich: Ich leg jetzt auf. Sie sagte: Ja. Ich legte auf.«

Auf diese Weise scheppert es wie ein ganzer Sack voller leerer Bierdosen, und mühsam holpert die Handlung voran, und zwar fast ausschließlich im Konjunktiv und mit eigenartigem Partizipgebrauch: »Die ganze Stadt rauscht nur so vor nicht schnell genug abfließen könnendem Schneewasser.« Kein Wunder, daß Hans Lach schließlich gesteht. Aber kaum hat er gestanden, bereut Walser es schon wieder, weshalb er Hans Lach das Geständnis widerrufen läßt. »Vielleicht war es auch nur so hingesagt gewesen. Wie das Geständnis vielleicht auch.« Wie eben vieles in diesem Roman so in den blauen Dunst hineingeschrieben worden ist. Es schwabbelt und wabert gehörig in Walsers »Tod eines Kritikers«. Nur selten wird Walser klar und eindeutig. Es handelt sich um Aussagen in eigener Sache, an denen es nichts auszusetzen gibt: »Warum soll Hans Lach, solange er einen Verleger hat, der schlechte Bücher gut verkaufen kann, gute Bücher schreiben? Wer berühmt ist, kann jeden Dreck publizieren!« Und vielleicht deshalb hat Walser den Ärger von Schirmmacher und der übrigen Habacht-Feuilletonisten auf sich gezogen. Antisemitismus läßt sich in dem Buch auch bei noch so gutem Willen nicht entdecken, dafür aber jede Menge Belege, daß Walser nicht schreiben kann, es aber ausführlich tut.

Nachtrag: Diese Einschätzung erwies sich jedoch als grundverkehrt. Die Antisemitismus-Vorwürfe Schirmmachers gegen Walser und die darauf folgenden im *Spiegel* waren vielmehr dringend nötig, um das dröge und nur mit Risiko um die eigene Gesundheit zu lesende Zeug an den Mann zu bringen. Und es klappte: Noch bevor das Buch in den Handel kam, lag es schon auf Platz 1 der *Spiegel*-Bestsellerliste. Und das kam so: Als Schirmmacher das Manuskript zum Vorabdruck angeboten wurde, wurde ihm schnell klar, daß er die sowieso schon schwer angeschlagene *FAZ* noch weiter in den Strudel reißen würde, weil das Buch für den Erguß eines pubertierenden Realschülers gehalten worden wäre, wenn nicht Martin Walser darüber gestanden hätte. Also rief er seinen Kumpel am Bodensee an und teilte ihm seine Bedenken mit. Daraufhin meinte Walser gut gelaunt: »Na, dann schreib doch einen Verriß. Am besten schreibst du, das Buch sei antisemitisch, das kommt immer gut an in Deutschland. Da fällt der *Spiegel* bestimmt drauf rein.« »Klasse Idee«, sagte Schirmmacher, »ich schiebe eine Literaturdebatte an. Was darf Literatur heute? Damit bringe ich die *FAZ* wieder ins Gespräch und in die schwarzen Zahlen.«

Ein genialer Plan, der wie am Schnürchen funktionierte, wie man inzwischen weiß, denn allein in der überregionalen Presse wurden 3,4 Kilogramm Seiten über Walser geschrieben, wie der *stern* nachgewogen hat, ganz zu schweigen davon, was über den Fall Walser weggesendet wurde. Aber als das Buch endlich auf dem Markt war, merkten die Leute schnell, wie ungenießbar die Schwarte war, weshalb es nicht lange dauerte, bis dem plötzlichen Aufstieg der jähe Fall von der Bestsellerliste folgte. Höchste Zeit also, nachzulegen, und wieder ein bißchen die Propagandatrommel zu rühren. Im *stern* ramenterte Walser darüber, daß er »böschlecht« gemacht worden sei: »Manchmal glaubt man dann, man könne sich vorstellen, wie es sich anfühlt, in einer kommunistischen Diktatur aus der Partei ausgestoßen zu werden.« Interessant, aber wegen der antisemitischen Implikationen in seinem Buch wäre Walser von der KP bestimmt nicht ausgeschlossen worden. Noch schlimmer aber, »daß wir in diesem Land zu meinen Lebzeiten Meinungsfreiheit nicht mehr erringen«, strotzt es aus Walser heraus, der tatsächlich aus einem mit stumpfer Dummheit geschlagenen Selbstbewußtsein heraus annimmt, seine Stotterprosa gut zu finden entscheide darüber, ob in Deutschland Meinungsfreiheit herrsche oder nicht. Chapeau! So aufdringlich manche Autoren auch sein mögen, das ist noch niemandem eingefallen.

Walser, der »fassungslos« war, weil er nichts verstand, und dem selbst die Vorwürfe Ruth Klügers »unverständlich« waren und »ein Rätsel« blieben, sieht in der Kritik immer nur den »Versuch eines Hinauswurfs« aus Deutschland, so daß er sich wirklich überlegt habe auszuwandern, wenn nicht die zahllosen Leser gewesen wären, die ihm Trost und Zuspruch gegeben hätten. Daß er die zahlreichen Leser dem Antisemitismus-Vorwurf von Schirmmacher zu verdanken hat, Lesern also, die nur einen Abwasserkanal suchen, um sich ihre eigenen Ressentiments bestätigen zu lassen, dieser Zusammenhang ist so auffallend wie eine Tarantel auf einer Buttercremetorte. Ungebrochen ist er von seinem Geschreibe begeistert, ist er »glücklich über jede Zeile in meinem Buch«, so daß »ich manchmal dieses Buch in die Hand nehme und hinein schaue und sage: Ja! Ja! Ja!« »Oh oh oh«, dürften hingegen diejenigen gestöhnt haben, die in der Lage sind, Schwurbel von Literatur zu unterscheiden.

Am Ende beschwert sich Walser dann noch, daß junge Leute, »Parolenbengel«, wie er sie nennt, seine Lesungen gestört hätten: »Diskutieren wollen sie nicht, nur verhindern, nur Skandal machen.« Man kann es gut verstehen, denn wer will schon mit Walser diskutieren, genausogut könnte man versuchen, mit Horst Mahler oder Gerhard Schröder zu reden. Warum sollte man das tun, wenn man nicht masochistisch veranlagt ist? Daß er ihnen allerdings vorwirft, es ginge ihnen nur um Skandal, ist schon etwas eigenartig, denn nur dank eines Skandals schließlich wurde sein Buch überhaupt wahrgenommen. Trotz der beklagten Anfeindungen will Walser allerdings keinesfalls mit dem Schreiben aufhören: »Ja, soll ich an meinen Einfällen ersticken?«, fragte er. Tja, was soll man darauf antworten, aber die Antwort liegt ja wohl auf der Hand.